Nr. 305. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Dienstag, 8. November 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3897, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 582.

Anzeigen: Die 1spaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Umgebung 30 Pf., für auswärts 25 Pf., Tabellensatz 50 Pf. Die 2spaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1.50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Filialen sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Auslande nehmen Inserate zu Originalpreisen und Rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 50 Pf., pro Quartal 1.50 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1.95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Dresdner Illustrierte Blätter" pro Monat 15 Pf. mehr.
Postbezug: Ausg. A monatl. 67 Pf., pro Quartal 2.00 Mk.
mit „Dr. Nl. Bl." „ B „ 80 „ „ „ 2.40 „
In Oesterreich-Ung. „ A „ 1.09 Kr. „ „ 3.16 Kr.
„ „ „ B „ 1.35 „ „ „ 3.78 „
Für die Schweiz „ A „ 0.80 Frk. „ „ 2.43 Frk.
„ „ „ B „ 0.98 „ „ „ 2.94 „
Nach dem Auslande per Kreuzband pro Woche 80 Pf.

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seite 13 und 14.

Roosevelt Präsident?

Alle vier Jahre am ersten Dienstag nach dem 1. November wird in den Vereinigten Staaten von Amerika der Präsident, der höchste Beamte der Republik, gewählt. Der Tag dieser Wahl ist jetzt wieder herangekommen. Morgen am 8. November wird es sich entscheiden, ob Roosevelt auch für die nächsten vier Jahre an der Spitze der großen nordamerikanischen Union steht. Die Wahrscheinlichkeit spricht für seinen Sieg, da aber Ueberraschungen in dem Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten" noch weniger ausgeschlossen sind, als anderswo, so soll hier jede Prophezeiung unterbleiben, um so mehr, als von dem Augenblick, in dem diese Zeilen ihren Weg in die Oeffentlichkeit finden, nur noch wenige Stunden bis zum Bekanntwerden des Wahlergebnisses vergehen.

Der Wahlkampf war, wie immer in den Vereinigten Staaten, sehr heftig und sehr kostspielig, kostspieliger als je ein früherer, auch haben es die Agitationsredner der feindlichen Parteien an Beschimpfungen, ja Verleumdungen des Gegners nicht fehlen lassen. Das entspricht drüben einer alten und allgemein geübten Gewohnheit und wird vom Volke nicht so besonders ernst genommen. Die freien Bürger Nordamerikas wissen, daß auf beiden Seiten gelogen und verleumdet wird, und sie entschuldigen das, weil im Kriege, auch in dem unblutigen um die Parteiherrschaft, eben jedes Mittel recht ist. Wenn erst die Entscheidung gefallen ist, dann verträgt man sich wieder doch bald wieder. Der Sieger behauptet zwar zunächst, daß ein so glänzender Sieg noch niemals errungen und der Gegner noch niemals so gründlich zerschmettert sei, während der Besiegte erklärt, er sei nur unlauteren Machenschaften erlegen, hätte beinahe gewonnen und werde ganz sicher das nächste Mal gewinnen — aber das kennt man drüben schon, das ist immer so gewesen, seitdem es dort zwei große Parteien, die der Republikaner und die der Demokraten, gibt. Ist die Hitze erst wieder verflogen — und das geschieht meist ziemlich schnell —, dann spricht und denkt man nicht mehr an die Wahlen, sondern wendet sich wieder andern Fragen und seinen Geschäften zu.

Nicht also die Art, wie der Kampf um die Macht drüben diesmal geführt wurde, ist besonders interessant — eigenartig und sozusagen noch nie dagewesen ist ein andrer Umstand, nämlich der, daß die beiden Parteien, welche sich gegenübergestanden haben, im Grunde genommen programmatisch kaum von einander zu unterscheiden waren. Während bei der letzten Wahl im Jahre 1900 die Republikaner für den Schutzzoll und die Goldwährung, die Demokraten dagegen für den Freihandel und die Silberwährung kämpften — ein Gegensatz, der das Volk in seinen Tiefen aufregte —, erklärten diesmal sowohl die Republikaner, deren Kandidat Roosevelt ist, wie die Demokraten, deren Kandidat Parker, der höchste Richter des Staates New-York ist, fast die gleichen Grundsätze für ihr Programm.

Roosevelt versprach, er werde Maßregeln gegen die von der großen Masse so allgemein und tief gehaßten Trusts, die Ringe und Syndikate, veranlassen und dafür sorgen, daß der Rücksichtslosigkeit und der Ausbeutepolitik der Trustmagnaten gesetzliche Schranken gezogen werden. Er versprach ferner, die „Prosperität" des Landes zu fördern und das Schutzzollsystem, dem der gewaltige Aufschwung des amerikanischen Wirtschaftslebens zu verdanken sei, auszubauen, ohne es jedoch zu übertreiben. Er erkannte des weiteren die Notwendigkeit einer Reform des Zivildienstes zur Beseitigung der in der Republik herrschenden Korruption an und endlich erklärte er es für sein Glaubensbekenntnis, daß gemäß der Verfassung alle Bürger, Weiße wie Farbige, vor dem Gesetz tatsächlich gleichgestellt werden müßten.

Parker und die Demokraten, zu deren treuesten Anhängern die amerikanischen Deutschen zählen, versprachen fast genau dasselbe. Ihr Gegensatz zu Roosevelt bestand nur darin, daß sie behaupteten, er könne und wolle jene Forderungen gar nicht durchsetzen, sein Kampf gegen die Trusts und für die Gleichstellung der Weißen und Farbigen sei nur Schein, ganz sicher würde unter ihm das Hochschutzzollsystem bis zum Zollkrieg mit aller Welt getrieben werden und auf Beseitigung der Korruption durch ihn sei erst recht nicht zu hoffen, denn gerade in seiner Partei sei die Korruption am allerschlimmsten. Die Demokraten haben also diesmal nicht etwa für andre Ziele wie Roosevelt, z. B. für reinen Freihandel oder Silberwährung, gekämpft, sondern sie unterschieden sich auf dem Gebiete der inneren Politik eigentlich nur im Grad und der Nuance von ihrem Gegner.

Hieraus geht klar hervor, daß die Fragen der inneren Politik, die Beseitigung der großen Korruption, unter der das öffentliche Leben in der Union nach allgemeiner Uebereinstimmung schwer leidet, für beide Parteien ein heißes Eisen ist, das sie nicht gern angreifen. Es weiß drüben jeder, daß sowohl die Republikaner wie die Demokraten den Kampf gegen die Trusts nicht nachhaltig führen, weil sie deren Geld gebrauchen oder zu fürchten haben. Neger wie Filipinos wissen, daß die tatsächliche Gleichstellung der Weißen und Farbigen ein Traum ist, der vielleicht nie, ganz sicher aber nicht in absehbarer Zeit zur Wirklichkeit wird. Und die Korruption wird solange herrschen, als mit dem Präsidenten auch das ganze Beamtenpersonal gewechselt werden kann und man Beamtenstellen zur Belohnung eifriger Anhänger und einflußreicher Männer braucht. In dieser Hinsicht ist die eine Partei nicht besser als die andre, und deshalb sind alle eben erwähnten Forderungen in der Hauptsache Manöver, mit denen man die Wähler einzufangen sucht und die man aufgibt, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben. Das geht schon länger als ein Jahrzehnt so und dürfte auch von den Wählern so ziemlich richtig bewertet werden.

Sonach ist es begreiflich, daß die Parteien, trotzdem jene Fragen der inneren Politik geradezu nach einer Lösung schreien, sich nach einer andern, zugkräftigen Wahlparole umgesehen haben. Sie haben sie gefunden im Kampf um den Imperialismus. Auch hier wieder besteht der Gegensatz mehr in der Form und Nuance, als in der Sache. Roosevelt will das Heer und besonders die Flotte ausbauen, um die Würde und Weltmachtstellung der Union unter allen Umständen wahren zu können, er will die wirtschaftliche und koloniale Expansion, um die Prosperität zu fördern, aber er verkündet auch anderseits immer wieder, daß er fest entschlossen sei, den Frieden zu wahren und alles zu tun, was an ihm liege, um mit jedermann in Freundschaft zu leben. Gerade in den letzten Wochen hat er das ja durch die Tat zu beweisen gesucht, indem er an die Kabinette Einladungen zu einer neuen Friedenskonferenz ergehen ließ und mit einigen Mächten, neuestens auch mit Deutschland, Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen hat. Die Vernünftigkeit dieses Programms können die Demokraten natürlich nicht bestreiten, desto heftiger aber und nachdrücklicher betonen sie die Gefahr, die aus Roosevelts Charakter sich für den Frieden der Welt ergäbe. Roosevelt habe den Militarismus zum politischen System gemacht, er überlasse sich seiner Ländergier, auch auf die Gefahr gewaltiger Kriege hin. Der frühere demokratische Präsident Grover Cleveland z. B. führte vor einer großen Versammlung aus, die Union treibe jetzt eine vor keinem Mittel zurückschreckende Eroberungspolitik, sie wolle der „große Polizist" für Südamerika sein und habe dabei in Panama bei der Erwerbung des Kanalgeländes eine „internationale Immoralität" gezeigt, die Amerikas Reputation für immer zerstört habe.

Grover Cleveland hat recht mit seiner Charakteristik der Unionspolitik, nur glaubt ihm kein Mensch, daß die Grundanschauung der Demokraten eine andre ist oder daß sie eine wesentliche Aenderung in dieser Politik eintreten lassen würden. Sie sind ebenso Anhänger der Monroedoktrin wie Roosevelt, sie denken ebensowenig wie jener daran, Cuba, die Philippinen oder sonst eine Kolonie aufzugeben und sie sind weit entfernt davon, etwa abzurüsten oder die Flotte verfallen zu lassen. Der Unterschied zwischen Republikanern und Demokraten ist auch in dieser Hinsicht nur graduell.

In der Hauptsache war also der diesmalige Wahlkampf in den Vereinigten Staaten nicht ein Kampf um gegensätzliche Forderungen, sondern ein Kampf um Personen oder vielmehr um eine Persönlichkeit: um Theodore Roosevelt. Und wenn morgen die Wähler drüben ihre Stimmen abgeben, dann entscheiden sie nicht über eine grundsätzliche Aenderung der amerikanischen Politik, sondern dann antworten sie vornehmlich auf die Frage, die der vorige demokratische Kandidat, der Silberwährungsmann Bryan, formuliert hat, indem er ungefähr sagte: Können wir noch vier Jahre Roosevelts Temperament verantworten?

Ob nun die Antwort „Ja" oder „Nein" lautet, die andern Großmächte haben kein sehr erhebliches Interesse an ihr. Ob Demokraten oder Republikaner am Ruder sind, die Union wird fortfahren, auswärtige Prestigepolitik zu machen. Wünschenswert wäre ja, daß sie es in weniger plumper und anmaßender Weise als bisher täte, aber gründlich ändern würde sie sich ja doch höchstens, wenn sie, wie einst Preußen, ein Jena erleiden würde. Bis dahin jedoch kann noch viel Zeit vergehen und man wird sich darein finden müssen. Besonders Deutschland kann der Entwicklung drüben ruhig zusehen, denn wir sind zwar Handels-, aber keine politischen Rivalen der Union.

Rauferei in der französischen Kammer.

Von unserm Pariser J.-Korrespondenten.

Das Ministerium Combes hat noch einmal gesiegt. Nachdem es sich mit knapper Not, dank einer Mehrheit von zwei und von zehn Stimmen, vor dem nahen Sturze gerettet hatte und sich mit einer Majorität von vielleicht 25 bis 30 Stimmen aus der Affäre ziehen konnte, brachte ihm ein nie dagewesener Zwischenfall unerwartete Hilfe: der brutale unerhörte Angriff des Nationalisten Syveton auf den greisen Kriegsminister machte es allen schwankenden Republikanern der Linken zur unabweisbaren Pflicht, für die republikanische Regierung einzutreten wider den aufleben den Uebermut des Nationalismus. „Diese Ohrfeige kostet uns den Sieg", sagte der alte Melinist Aynard, der sich noch immer zu den

Totentanz.

Oper in einem Akt von **Dr. Alexander Siks.** Aufführung am Dresdner Opernhause am 5. November 1904.

Nach dem einzigen Aktschluß der Oper klapperte ganz leise der spärliche Beifall gutmütiger Menschen, dem Geräusch ähnlich, das auf ein Dach fallende Regentropfen hervorrufen. Der Applaus richtet sich deutlich an die Adresse der Sänger, speziell an die des armen Herrn Syveton, der sich wieder einmal hat opfern müssen. Hinter mir zischt ein Herr sehr temperamentvoll, laut und vernehmlich. Ich kenne ihn an, es ist ein verkanntes Genie, ein Komponist, der sich darüber ärgert, daß — er nicht hat durchfallen dürfen. So einer, wie Frank Wedekind in seinem „Kammersänger" schildert. Herr Dr. Siks, der Urheber des „Totentanz", war vorsichtig genug, nicht vor dem Vorhang zu erscheinen. Offenbar hat er gefürchtet, das verkannte Genie könne Gesinnungsgenossen im Hause haben.

Das verkannte Genie hat recht gehabt. Dieser Totentanz hatte nicht den geringsten Anspruch darauf, an einer großen Bühne aufgeführt zu werden. Herr Dr. Siks kann gute Noten schreiben, abgebrauchte Klischees anwenden, Letzteres tut er sogar sehr laut. Die Oper steht im Zeichen des fff. Herr Dr. Siks kann auch schlecht instrumentieren. Doch halt! Ich habe mir fest vorgenommen, alle Güte, Schlichtheit, Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, deren ich fähig bin, aufzuwenden, um dem Manne, der mir eine so wenig angenehme Stunde bereitet hat, nicht allzu weh zu tun. Man kann schließlich nichts dafür, daß man ihn geführt hat. Eine schlechte Oper zu schreiben, hat jedermann das gute Recht, der über entsprechende Geduld und das nötige Notenpapier verfügt. Diejenigen aber, welche eine solche Oper vor die Oeffentlichkeit bringen, begehen ein schreiendes Unrecht (fff) an den Musikern, die man dem wenig versprechenden Sänger zuliebe zurücksetzt.

Als Vorwurf zu seiner Oper nahm der Komponist eine fertige Dichtung, den „Totentanz" Marx Möllers. Das war schon ein Fehler. Auf diese Weise ist noch nie eine gute Oper zustande gekommen. Erst vor kurzem ist Heinrich Zöllner, für dessen Begabung unzweifelhafte Dokumente vorliegen, daran gescheitert, daß er Hauptmanns „Versunkener Glocke" eine Opernmusik aufpfropfen wollte. Entweder Text und Musik entstehen gemeinschaftlich im Hirne des Komponisten, oder er muß sich eines eigens zum Kompositionszwecke verfaßten und geeigneten Buches bedienen. Einem in sich geschlossenen künstlerischen Organismus, gleichviel von welcher Qualität, einen andern zu amalgamieren, dieses Beginnen kann nur dann gelingen, wenn der eine von den beiden so stark ist, daß der andre ganz in ihm aufgeht. In unserm Falle sind beides schwächliche Organismen. Möllers „Totentanz" ist vor einigen Jahren an unterschiedlichen Bühnen aufgeführt worden, ohne irgendwelche Wirkung erzielt zu haben. Es ist auch schwer, an dieser Geschichte, die mit den primitivsten Mitteln des erprobtesten Theaters das Gruseln lehren will, einiges Interesse zu finden: . . . Draußen wütet die schwarze Pest. Am Hofe sucht man durch Feste und Gelage die Furcht vor dem Uebel zu verscheuchen. Die strengsten Vorsichtsmaßregeln sind getroffen. Kein Fremder darf ins scharf bewachte Schloß. Der Tod dringt aber bekanntlich durch die verriegeltesten Türen, hier in der Maske eines schwarzen Dominos. Er hat, bevor er sein Vernichtungswerk beginnt, nichts besseres zu tun, als sich stracks in die junge, von ihrem Gatten vernachlässigte und schließlich verlassene Königin zu verlieben. Erst versucht er es mit Dämonie, — der Tod kann ja mit allen Mitteln arbeiten, — dann mit Zärtlichkeit und Leidenschaft. Die Königin, nicht so neugierig wie Elsa von Brabant, frägt nicht nach Nam' und Art, macht kurzen Prozeß und gibt sich ihm. Der Tod wird sentimental und küßt sie. Dann ist es natürlich aus. Doch nein, da drinnen im Saal ist noch die tanzende Horde, deren Schatten man an der Portiere gesehen hat, als der Domino die Lichter zaubererhaft ausgelöscht und die (selbstverständlich 12 Uhr schlagende) Uhr abgestellt hatte, um es so mollig gruselig zu machen. „Die da — ich zittere jetzt die Worte der Dichtung — sind keiner Schonung wert, hier war's ein Kuß, nun sei's das Schwert! (Er stürzt in den Tanzsaal. Plötzliche Stille, dann Lärm, Tumult, Geschrei und Gepolter. Dann wird es ganz still und dunkel!)" — Der Vorhang fällt.

Den literarischen Wert oder Unwert der Dichtung habe ich nicht abzuurteilen; ich habe nur zu sagen, ob und inwiefern sie sich zur Vertonung eignet. Es hätte schließlich einen Weg gegeben, der den Komponisten zu einem Resultat geführt hätte. Er hätte sich begnügen müssen, ganz leise ppp musikalisch zu kolorieren, jeder Szene ihre Stimmung abzulauschen und ihren Grundton im Orchester erklingen zu lassen. Dann hätte er vielleicht, was Herr Möller nicht konnte, das Publikum das Gruseln gelehrt. Skeptisch angelegte und gegen den Spuk des Theaters gefeite Naturen wären voraussichtlich auch nicht hineingefallen, aber sie hätten eventuell zugeben müssen, daß der Zweck erreicht ist. Herr Dr. Siks wollte aber ein Musikdrama machen, wollte in die Seelen hineinschauen, welche die Geschöpfe Marx Möllers nicht haben. Folglich müßte der Komponist ihnen welche einblasen. Aber Herr Dr. Siks ist nicht der liebe Gott, nicht einmal Prometheus — er kommt mir vor wie der Zwerg, der sich groß dünkt, weil er in weitem Bogen ausgespuckt hat. Der ganze große Apparat des modernen Musikdramas wird gerührt. Die Trommeln, Pauken, Trompeten und Posaunen arbeiten, das ganze Heer der Streicher wütet in die Därme der Violinen, Bratschen und Celli, die Sänger auf der Bühne müssen schreien, um sich vernehmbar zu machen, aber man spürt keinen Augenblick das Erklingen einer inneren Saite, den Hauch eines seelischen Tones. Ich denke an den Doktor Mirakle aus „Hoffmanns Erzählungen", wie der die arme schwindsüchtige Antonia zu Tode geigt und singt. Mit ein paar Strichen hat der alte Offenbach das gezeichnet und ein ganz kleines Orchester dazu in Bewegung gesetzt. Aber kein Mensch, der die grausige Szene gesehen hat, vergißt sie. Wann werden endlich die Modernen zur Einsicht kommen und das große Orchester in Ruhe lassen? Freilich, wenn man nichts zu sagen hat, dann ist das große Orchester ein willkommener Mantel, der Blößen und Unvermögen gern verdeckt, und übrigens pflegt man in einem solchen Falle stets zu sagen, die Oper sei glänzend instrumentiert, wenn sie auch noch so miserabel klingt.

Herr Dr. Siks ist aber auch kein Erfinder. Daß ihm Themen und Motive nicht in Hülle und Fülle zugefallen sind, sei ihm nicht weiter verübelt. Wem passiert das heutzutage so schnell? Aber, wenn man schon eine Oper ohne diese entbehrlichen Attribute ausstattete, so muß man dafür Sorge tragen, daß der Charakter der Musik diesen Mangel nicht so offenkundig zeigt. Da ist z. B. der Walzer, nach dem zum Schluß der Totentanz agiert wird. Dem Komponisten ist nichts eingefallen, als der nackte Rhythmus des Dreivierteltaktes, um den eine banale, gleichgültige Salonmelodie geschlungen ist. Kein Profil. Das Thema sagt nichts, weder in seiner ursprünglichen Gestalt, noch in seiner Verwendung. Und auf diesen Walzer hätte die Oper aufgebaut werden müssen; dieses Thema allein hätte so stark sein müssen, das ganze Gebäude der Oper zu tragen. Dann die Ohnmacht des dramatischen Ausdruckes! Wenn man zumindest ein gewisses Ringen nach einem solchen spüren möchte. Aber nichts als leere, konventionelle Phrasen. Ferner keine Kontraste, keine Steigerungen! Nur einmal zeigt sich der Komponist nicht von allen guten Göttern verlassen, und das ist dort, wo ein grotesker Zeremonienmeister den Ukas des auf und davon gegangenen Königs dem versammelten Hofe vorliest. Da glückt dem Komponisten eine gut festgehaltene Simplizissimusstimmung. Hier ist er aber auch ein ganz andrer wie vorhin und nachher. Der große Apparat ruht und der laute Spektakel macht für einen Augenblick einer ruhigen, diskreten Ironie Platz. Vielleicht schreibt Herr Dr. Siks einmal eine komische, eine satirische Oper. Oder wie wäre es mit einer Operette?

Ach, es tut so wohl, wenn man endlich aufhören darf, zu beckmessern und seinem Mitmenschen unangenehm zu sein. Man wird mir einwenden, es hätte weniger Schärfe bedurft, um dem Totentanz kritisch zu zerzausen. Ich hätte manches beschönigen, z. B. die drei spärlichen Hervorrufe auf den Komponisten beziehen können, der so — bescheiden war, nicht zu erscheinen usw. usw. Das wäre aber sicherlich gegen den Beruf des Kritikers gewesen, dessen erste Pflicht es ist, die Wahrheit

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19041108/1